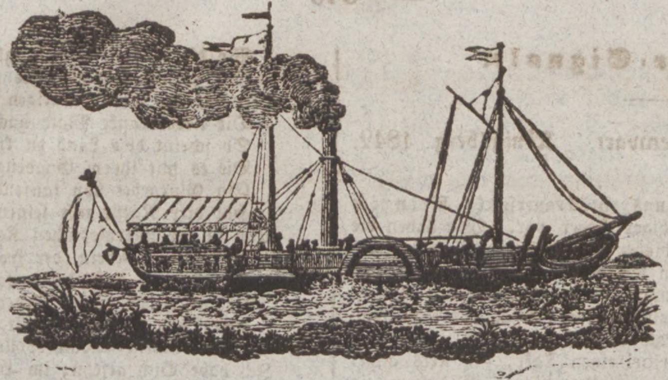
№ 104.

Donnerstag, am 1. Septbr. 1842.



Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Oliva.

Neulich besuchte ich wieder einmal das paradiesische Oliva bei Danzig. An der Seite mehrer poetischer Freunde, von denen der Eine zum ersten Male Gelegenheit hatte, jene Herrlichkeiten zu bewundern, schlürfte jeder Sinn mit durstigen Zügen alle die Genüsse ein, welche Natur und Kunst dort so unermeßlich darbieten. Der Karlsberg ist ein wahrer Escamoteur in seinen Aussichten. Hier liegt das fruchtbare Land vor uns und steigt nieder zur Unermeßlichkeit der See, wir verlieren uns in die Gedanken des Unendlichen, des Dahinrollenden, Verschwimmenden. Da fällt uns ein taktmäßiges Hämmern in die Ohren, wir drehen uns um und schauen in das idyllische Schwabenthal hinab, das, in seiner Hügelumkränzung, der irdischen Behaglichkeit, der Umzirkung friedlicher, nicht weit hinausstrebender Kreise gleicht, wo der Gewerbsfleiß die Mühen des Tages vollendet und nach Vollbrachtem sich der Ruhe freut. Denn das taktmäßige Klappern kam aus den Kupferhämmern im Schwabenthal. Und wiederum blicken wir seitwärts. Da zieht sich die schnurgrade Olivaer Lindenallee majestätisch prächtig dahin, und der Weg bekommt nur eine Krümmung, weil ihn ein Brückenkopf der Festung abschneidet, gleichsam um anzudeuten, daß nun die krummen Wege kommen, die jede Stadt und das Leben in ihr charakterisiren. Auch die katholische Kirche in Oliva wurde besucht. Erstaunen fesselt den Fuß bei dem Eintreten. Das Auge blickt starr in das lange Schiff hinab, nach dem grandiosen Altare, welcher dem in der Peterskirche zu Rom nachgebildet. Und die Geister der Erinnerungen siebenhundertjähriger Vergangenheit hüpfen an uns heran, treten uns aus den Bildern entgegen, lispeln uns von den geweihten Stellen der 29 steinernen Altäre und des einen hölzernen gar heilige und wunderbare Geschichten zu. Da schlägt es sechs. Plötzlich verstummt die geläufige Zunge des 74jährigen Glöckners, der bald 50 Jahre sein Amt verwaltet und mit der behaglichen Selbstzufriedenheit reicher Erlebnisse den Cicerone macht. Er eilt in die Mitte der Kirche, ergreift einen Strang und zieht die Betglocke. Drei Mal ertönt sie, weithin verhallend. Dann antworten aus der Ferne drei Schläge, wie ein Echo. Dies wiederholt sich mehre Male. Unwillkürlich wurden wir andächtig gestimmt, und wenn wir auch nicht die Lippen bewegten, wir beteten doch. Der Küster betete sein Vaterunser. Dann fragten wir, was es mit den abwechselnden Glockentönen für eine Bewandtniß habe? — Sie kommen von der protestantischen Kirche! — war die Antwort. So ist die wahre Andacht ein Echo, das aus den Herzen aller Gläubigen, welcher Confession oder Religion sie auch seien, wiedertönt. Katholiken und Protestanten rufen hier gemeinschaftlich zum Gebet, das der Ausdruck der Liebe zu Gott ist. Mögen auch die Glockentöne ihrer Herzen sich so schön und erhebend verbinden in dem Aufrufe der Liebe zu einander und zu der gesammten Menschheit!

Lasker.

Literatur-Signale.

30) **Lieder der Gegenwart. Königsberg 1842. Bei Theodor Theile.**

Seit längerer Zeit liegt uns ein Trauerspiel: Heinrich Monte von dem Verfasser obiger Lieder vor. Wir haben die Beurtheilung desselben darum bisher unterlassen, weil noch selten ein Werk einen so zwiespaltigen Eindruck auf uns gemacht, wie dieses. Es ist unreif, aber unreif wie die Südfrucht, die man nach dem Norden versendet, damit sie dort frisch und erquickend anlange. Der Dichter kennt die Bühne nicht aus Erfahrung, aber sein Genie giebt ihm a priori einen Takt, der stets angeboren sein muß. Nicht jedes gerundete Ganze ist darum ein schönes. Der Geist in seinem ersten Erwachen geht nicht die bequemsten und geradesten Wege; er stürmt und saust dahin und Hindernisse und Klippen reizen ihn just am meisten, sie zu überwinden. Der Verfasser des Heinrich Monte, Rudolf Gottschall, war damals ein sechszehnjähriger Primaner in Rastenburg, als er das Stück dichtete. Man hat in Preußen die Redensart: Er glüht wie ein Rastenburger. Aber so hat noch Niemand im edlern Sinne in Rastenburg geglüht, wie unser Gottschall. In ihm hat Deutschland wieder ein großes Genie mehr, das nach seinen bisherigen Leistungen nur in den Hoffnungen beurtheilt werden darf, zu denen es berechtigt, nicht nach dem strengen Maaßstabe ästhetischer und polizeilicher Formen. Die Anlage des Trauerspiels ist keck, großartig, die Sprache durchaus edel, poetisch schön, fließend, die Bilder oft von überraschender Neuheit. Das Bestreben nach fester Charakteristik der Menschen und der Zeit ist nirgends zu verkennen; der Humor in manchen Scenen ist ursprünglich. Schade, daß das Buch so höchst dürftig ausgestattet ist.

In den Liedern der Gegenwart huldigt Gottschall der modernen politischen Richtung. Aber nicht als ein nur begabter Nachtreter, sondern als freier Genius, der seine kräftigen Flügel zu dem Lichte aufschwingt und sich freut, daß auch Andere vor ihm und mit ihm denselben Flug gewagt. Man sollte endlich aufhören, diese jungen Kräfte als dem Bestehenden widerstrebende anzusehen und ihr Feuer einzuengen, statt sie zum Wohle der Menschheit richtig zu leiten und zu benutzen. Freilich muß man sie nicht wie reißende Bergströme eindämmen und zwingen wollen, Mühlen zu treiben, damit sie das alltägliche Brot für den Armen und den alltäglichen Kuchen für den Reichen bereiten helfen. Man sehe sie als die hohe, freie See an, die Schiffe auf ihrem stolzen Nacken dahinträgt, und nach wie vor frei bleibt. Selbst der strengste Loyalist, selbst der verächtlichste Servile wird einsehen, daß diese Gefährlichen das Gute wollen, und daß ihre Absicht eine kosmopolitische ist, während jene ihre oft ganz egoistische nur schlecht verbergen können. Das freie Wollen des Guten sollte doch nicht verkannt werden, wenn auch der reifere Verstand die Richtung nicht unbedingt zu billigen vermag. Und eben die Reifern sollten die vom Frühlings-Leben strotzenden Blüthen nicht niedertreten wollen, weil ihr Duft zu stark, fast betäubend wirkt. Seid gegen einander gerecht, und das praktisch Beste wird zum Gedeihen gelangen. Kein edles Metall wächst in den Bergrevolutionen ohne Schlacken. Seid die Bergleute, die es rein zu Tage fördern, aber seid nicht die Schmiede, welche eiserne Ringe um die Berge schlagen, um ihr freies Leben zu bezirken.

Da wir in diesen Blättern schon so manches Rheinlied mitgetheilt, so wollen wir auch aus den Liedern der Gegenwart das Gedicht: Dem Rhein geben.

Ich habe Dich gesehn, wo Deine Wellen
  Umarmen wollustheiß ein schönes Land;
Des Rheingaus Hügel Dir entgegenschwellen,
  Ein Zaubergürtel, um Dich hingespannt;
Wo die Natur, mänadengleich entzündet,
  Mit heißer Andacht wilde Lust verbindet.
Wie vor der wunderthätigen Madonne
  Die liebeskranke Maid nach Hilfe stöhnt:
  So scheint dies Land zu knieen vor der Sonne,
  Die es mit ihrem Gnadenglanz bekrönt.
  Ein Glutgebet von tausend Feuerzungen
  Hat hier Natur mit seinem Hauch durchdrungen.
Und in der unermeßlichen Kapelle
  Bist Du, o Rhein, der fromme Sakristan;
  Und stimmst mit Deiner sangesfrischen Welle
  Urkräftig das Natur-Tedeum an;
  Und Berg und Thal hallt wieder von den Klängen,
  Von brünstig-andachtsvollen Chorgesängen.
Ich habe Dich gesehn; im Herzensgrunde
  Bewahrt Erinn'rung ewig treu Dein Bild.
  Noch winkt von dort mir manche schöne Stunde,
  Von der Begeist'rung Freudenrausch erfüllt;
  Und Lieb' und Freundschaft, heil'ge Doppelsterne,
  Sie grüßen mich behutsam aus der Ferne.
Und doch — obgleich so tief in meinem Busen
  Dein Angedenken wohnt, einheimisch traut:
  Hört' ich mit Aerger nur vom Trank der Musen,
  Den sie im Hexenkessel Dir gebraut,
  Als Dichter wahnsinnsvoll zu Deiner Feier
  Accorde wirbelten auf ihrer Leier.
Das waren Deutschlands junge Patrioten,
  Kuckucke in des alten Adlers Horst.
  Noch sind die Lobgesänge nicht verboten;
  Drum schlugen sie, bis ihre Leier borst,
  Die Saiten, Lieder ihnen zu entzwingen,
  Die Fürstenlob und Ehrenbecher bringen.
Sie priesen Dich, o Rhein, als Deutschlands Wächter,
  Als seinen erstgebor'nen, freien Sohn.
  Sie gaben Dir den Judaskuß, die Schächter,
  Verkauften Dich um schnöden Goldeslohn.
  Mit Deiner Freiheit trieben sie nur Schacher,
  Und höhnten Dich, nicht ihre Widersacher.
O spornt und hetzt sie nur, die Nationen,
  Zum Hahnenkampfe mit einander an!
  Ihr wißt ja wohl, der Pöbel auf den Thronen
  Hat, gleich John Bull, recht inn'ge Freude d'ran,
  Streicht sich den Bauch behaglich, klatscht und wettet,
  Daß dieser fällt und jener dort sich rettet.
Du, Vater Rhein, brauchst nicht der schönen Worte,
  Du bist und bleibst der freie deutsche Rhein;
  Einst sprengtest Du die enge Felsenpforte
  In Jugendkraft, um freier noch zu sein.
  Dann hüpftest jauchzend Du zum Meer hernieder;
  Es sang die Lorelei Dir ihre Lieder.
Und Du, der freie Sohn der freien Berge,
  Den Poesie umduftet und umhaucht;
  Du bist kein Grenzeswächter und kein Scherge,
  Kein Knecht, der zum Beamtendienste taugt,
  Der aufgepflanzt dasteht an Deutschland's Thoren,
  Als wär' er uns vereidet und geschworen.
Bist Du denn, wie ein Jagdhund, abgerichtet,
  Der gierig wittert nach Franzosenblut?
  Willst Du, so wie man es Dir angedichtet,
  Verschlingen die ganze Frankenbrut?
  Nein, ich beschwör' es; Du bist wahrlich besser,
  Als sie es glauben, die Franzosenfresser.
Sind sie denn aus ganz and'rem Stoff geschaffen,
  Die Leute drüben, links von uns'rem Rhein,
  Daß wir sie mit erstauntem Blick begaffen,
  Und drohend ein Halloh! hinüberschrei'n,
  Die Faust geballt, mit krampfhaften Geberden,
  Zu grimassirten Patrioten werden?

Sei nicht Scheidemauer, sei die Brücke,
O Rhein, die Völker zu einander führt,
Daß länger nicht, ein Hemmniß ihrem Glücke,
Die Zwietracht höhnend Höllengluten schürt!
Im Kahne komme über Deine Wogen
Versöhnung mit dem Palmzweig hergezogen!
Nicht Deutsche, nicht Franzosen! Laßt die Namen!
Nur Menschen, nichts als Menschen, laßt uns sein!
Du, Vater Rhein, sprich Du ein kräft'ges Amen,
Und segne Du den Bund der Völker ein!
Und Deiner Silberlocken feste Bande
Schling' unzerreißbar um die beiden Lande!

Poetischer Schwung, Kraft der Sprache und Lebensfrische der Bilder sind in diesen Gedichten vereint. Aber auch die umfassende Menschenliebe spricht sich in ihrer Tiefe schön darin aus, wie sie gern Blut und Leben für das Erhabene hingiebt. Lasker.

Zerstreute Gedanken.

— Recht geist- und gemüthvolle Menschen haben nicht selten das Schicksal, für geist- wenigstens für gemüthlos und kalt gehalten zu werden. Auf Trivialitäten und Gemeinplätze, die so häufig in Gesellschaften zur Sprache kommen, schämen sie sich, mit den hiefür stereotypen Antworten beizuspringen, lieber schweigen sie still. Aber da sind gleich drei, vier Andere, welche allbekanntes, abgedroschenes Zeug erwiedern; das wird festgehalten und weiter bepapelt, denn solche Angelpunkte gestatten auch dem gewöhnlichen und seichten Kopf, seine Weisheit auszukramen. Wagt nun aber jener, der indeß still nachgedacht, ein Wort voll Geist oder Gemüth dazwischen zu werfen, was denn nicht anders, als neu oder ungewöhnlich erscheinen kann, so wird er von allen Seiten mit so viel Keineswegs, Aber, Allgemein u. dgl. angefallen, daß er ganz geschwinde einpackt und sich zurück zieht, denn Männer von Geist und Herz sind nicht selten auch ängstlich und schüchtern. Darum erscheinen sie auch dem stets fertigen Tiradendrechsler gegenüber, der, wenn's auf Loben, Gratuliren und Schmeicheln ankommt, unerschöpflich ist, so arm und karg; aber sie werden für das wahrhaft Lobens- und Liebenswerthe unendlich tiefer und inniger empfinden und dieses in einem Wort, Blick oder Händedruck aussprechen. Doch was will das sagen, wenn der Empfänger die Gefühle nur nach der Länge und Schönheit der Tiraden beurtheilt? Wie armselig steht dann Derjenige da, welchem die Menge und Stärke der Gefühle die Zunge arm und schwer macht, oder der es nicht über sich gewinnen kann, sich in bloße Redensarten zu ergießen, weil er sie für den Ausdruck seiner wahrhaft tiefen Empfindungen zu unwürdig hält. Wer so denkt, so fühlt, kann unmöglich geist- oder gemüthlos sein, und doch muß er den Schmerz erfahren, oft sogar von ihm werthen Personen dafür gehalten zu werden.

— Die Stimme der Besten ist meistens leise, aber die Nachwelt spricht sie nach.

— Die Humanität, Liebe und Güte vieler Erzieher und Lehrer ist nichts weiter, als gute Miene zum bösen Spiele. Sie möchten gerne gute Zucht und Ordnung handhaben, aber sie sind zu schwach dazu. Um sich nun nichts zu vergeben, affectiren sie, wiewohl mit innerlichem Zähneknirschen, Sanftmuth und Milde, während es noth thäte, kräftig durchzugreifen und dreinzufahren, „wie der alte Ziethen aus dem Busch."

— Es liegt viel Wahrscheinlichkeit in der Vermuthung, als habe die Vorsehung in ihren unerforschlichen Beschlüssen das Schlechte in der Welt mit einer weit längeren Lebensdauer, als das Gute, begaben wollen. Das Gute vergeht, das Schlechte bleibt; die Blume lebt nur einen Morgen, die Distel das ganze Jahr hindurch. Carrel ist im 34sten Jahre gestorben, Talleyrand hat über 80 ausgehalten, und Schiller wurde nur halb so alt, als Göthe.

— Traut den Menschen nicht, deren Händedruck kalt, träg und gefühllos ist, oder die euch nie mehr als ein oder zwei Finger darreichen.

— Ein Schmetterling ist eine fliegende Farbenblume, die von einer an ihrem Schafte festgehaltenen zur andern fliegt.

— Man hat in der Schweiz nie verstanden, irgend ein Privatrecht, irgend Etwas dem Vaterlande aufzuopfern, als in Schlachten das Leben.

— Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne daß er aufhört, groß zu sein.

— Die Regierungen beschäftigen sich zu viel mit der Leitung des Handels, da sie, wie die preußische durch den Zollverein, nur die Hindernisse wegräumen sollten.

— Des Geistes Werk geht nie verloren; Andere leben nur dadurch.

— Das ist sicher, daß, wer das Vaterland liebt, es in seinen Krankheiten nicht verläßt.

— Ein Mann, der Geist oder Muth, oder beides besitzt, gesellt sich zur schwächeren Partei des Rechtes.

— Schwäche kommt nicht von der Aufklärung, sondern daß man nicht wahrhaftig aufgeklärt ist.

— Der Mann von Genie hat keinen Stand.

Stoßseufzer eines Predigers.

Ach! meine Pfarre ist so klein,
Und trägt so mag're Sporteln ein,
Daß ich bald haben werd', o weh!
Mehr Gläubiger als Gläubige. J. Scz.

Reise um die Welt.

*** Es ist uns kaum im Leben etwas Schaleres und Abgeschmackteres vor Augen gekommen, als die Briefe aus Paris, von Joseph Mendelssohn. Drei volle Bände, und doch unbändig leer. Früher standen sie in der Abendzeitung, die nicht sterben kann, weil sie nie gelebt hat, die, wie ein Bandwurm, aus der Literatur nicht zu vernichten ist, da es eine pure Unmöglichkeit, einen Kopf von ihr zu erreichen. Dorthin paßten diese Briefe ganz; sie waren das Gähnpulver, das man einnehmen mußte, bevor man zu dem Schlafpulver des Herrn Hofrath Winkler, genannt Theodor Hell, weil er sonst ohne Namen wäre, schritt. Aber jetzt gesammelt! Wie kann man aus lauter Halbheiten ein Ganzes machen wollen? Wäre es nicht gut, daß so viel Lumpen wie nur immer möglich aufgerieben werden, so wollte ich vorschlagen, einen Papierverunglimpfungsenthaltsamkeitsverein zu bilden. Schon aus Pietät gegen den großen Namen Moses Mendelssohns hätten jene Briefe seines obscuren Namensvetters ungedruckt bleiben sollen. Wie weiland Joseph vor den Liebesbriefen, die er in den Augen der Frau des Potiphar las, Reißaus nahm, so werden gewiß alle Frauen und Mädchen vor des modernen Josephs Briefen Reißaus nehmen. Joseph Mendelssohn war früher Schriftsetzer. Warum blieb er nicht bei diesem ehrlichen Gewerbe? Damals machte er höchstens nur Druckfehler, die vor der Herausgabe verbessert werden konnten; jetzt giebt er selbst Bücher heraus, die nichts als Druckfehler sind.

*** Es giebt Pöbelhaftigkeiten in der Literatur, durch die der gemeine Neid und der erbärmliche Haß in ihrer frazzenhaften Unnatur durchgrinsen, und welche von allen, denen die Ehre der Literatur noch etwas gilt, in Gemeinschaft gegeißelt und zertreten werden sollten. So lesen wir jetzt in einigen Blättern: Ein (namentlich gemachter) sehr geschätzter Leipziger Literat sei in den Säuferwahnsinn verfallen. — Bei jedem Sackträger nimmt man sonst die Rücksicht und läßt den Namen bei schandbaren Krankheiten fort, aber ein Schriftsteller wird von seinen Collegen rücksichtslos an den Pranger gestellt. Dabei wird so recht eine knüppeldicke Bezeichnung gewählt; delirium tremens würde Mancher nicht recht begriffen haben. Abgesehen davon, ob die Sache wahr ist, oder nicht, so bleibt es immer gemein, sie mit Namhaftmachung des Unglücklichen zu veröffentlichen.

*** In T** in Pommern hat sich vor einiger Zeit folgende tragische Geschichte ereignet: Ein dortiger allgemein geachteter Beamter war mit einer jungen liebenswürdigen Frau verheirathet. Er hatte in seinem Hause eine Stube zu vermiethen, und ein Officier der dortigen Garnison fand sich als Miether zu derselben. Die Frau des Beamten, von ahnendem Vorgefühl durchschauert, war durchaus dagegen, und nur auf wiederholtes Bitten ihres Mannes gab sie ihre Einwilligung dazu. Der Officier bezog das Zimmer und wenige Monden darnach war es ihm gelungen, die Frau des Beamten zu verführen. Der Mann erfuhr die ihm widerfahrene Schmach, verzieh aber seiner Gattin, da er sie über Alles liebte; sie aber konnte oder wollte vielmehr von dem Verführer nicht lassen, und ihr Gatte erhielt durch aufgefangene Briefe nur zu bald Nachricht von der wiederholten Untreue seines Weibes; er verbarg, scheinbar gelassen, seinen Schmerz, in seinem Innern aber kämpften fürchterlich Liebe und Rache; die letztere siegte. — An demselben Abende arbeitete er bis eine Stunde vor Mitternacht in seinen Berufsgeschäften, ordnete dann seine Papiere und ging mit Jagdgewehr und Dolch bewaffnet auf das Zimmer seiner bereits schlafenden Gattin. Hier schloß er die Thüre ab, trat an ihr Bett und stieß ihr den Dolch in die Brust; sie erwachte noch ein Mal zum momentanen Leben und rang mit ihrem Manne, der ihr den blutigen Dolch durch die mit Ringen bedeckten Hände zog, und sie aufs grausamste zerschnitt; wenige Augenblicke, und sie hatte aufgehört zu leben! — Kaum hatte sie den letzten Athemzug verhaucht, als ihr Mann sein Gewehr ergriff und sich den Hirnschädel zerschmetterte. — Die herbeieilenden Nachbarn brachen das Zimmer auf; sie fanden zwei — entstellte Leichen! — Welche Gefühle mögen wohl bei der Nachricht von diesem Vorfalle durch des Verführers Brust gezogen sein?

*** Kein gemüthloserer Ausdruck ist aus dem Munde eines Menschen zu hören, als: Der oder Der verdient kein Mitleid. Gewöhnlich wird als Grund dafür angeführt: er hat sein Unglück selbst verschuldet. Abgesehen von dem Unmoralischen dieser Ansicht, ist sie auch unendlich falsch, denn der unverschuldet Leidende hat das beste Mitleid in dem Troste, den ihm seine Tugend giebt, und braucht die Theilnahme der Menschen und die Erhebung durch dieselbe daher weniger, als der sich in seinem Elende noch durch die Qualen des Gewissens gepeinigt fühlt.

*** Je weniger Ruinen, um so glücklicher das Land. Ruinen sind einem Lande, was sie dem Gesichte sind, nämlich Zeichen des Verfalls, traurige Folgen der Mißbräuche und Leidenschaften, welche das Umsichgreifen der Zeit beschleunigen.

*** Ein Gutsbesitzer in der Nähe von Brüssel, der häufig von Dieben heimgesucht wurde, verschaffte sich von dem anatomischen Theater das Bein von einem Leichname, befestigte dasselbe in einer Falle in seinem Garten, und ließ den Tag darauf in den Zeitungen bekannt machen: derjenige, welcher in einer der zahlreichen Fallen, die in seinem Garten aufgestellt wären, ein Bein verloren habe, könne dasselbe bei ihm in Empfang nehmen. Seit dieser Zeit hat er nichts mehr von Dieben bemerkt.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№. 104. **Am 1. September 1842.**

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Lesekreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Ein Dorf-Schreiben.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Ihr weit verbreitetes Blatt nimmt Correspondenzen aus fernen Städten auf, warum sollten Sie nicht auch die Güte haben, einen kleinen Brief aus der Ihnen so nahe gelegenen Niederung in Ihr Dampfboot einzurücken! Wir versorgen Sie mit Butter, Käse, Gemüse, Korn, Fleisch, Blumen und andern Dingen, die auch ein Dichter nicht zu verachten pflegt; Sie uns mit geistiger Speise. Das ist so weit nun auch ganz in der Ordnung. Ich will Ihnen gerade nicht vorschlagen, daß wir die Rollen wechseln, aber wenn Sie uns mit idealen Dominiks-Zwiebacken beschenken, warum sollen wir Ihnen nicht auch einmal ein Gericht politischen Kohl, oder eine Schüssel poetischer Schneide- oder Brechbohnen präsentiren? Eine Ehre ist der andern werth; et il faut prendre sa revanche.

Sie sollten nur einmal einen Spaziergang durch das Werderthor machen, da würden Sie sehen, wie heftig hier Alles anschießt, wie die Vegetation eine wahrhaft überwuchernde zu nennen ist. Freilich sieht es im Gebiet des Geistes bei uns nicht so fruchtbar aus. Der Boden ist gut, aber die Kultur fehlt. Die Gedanken schießen hier wohl bisweilen üppig auf, aber unförmlich und wenig dürftig, wie Lattich und Kletten, und manches biedern Landmanns Feld des Geistes ist einem Runkelrübenfelde zu vergleichen. Die Gedanken keimen, schießen geil wie die Rübenblätter in die Höhe, aber haben auch mit diesen dasselbe Schicksal; der bessere Theil bleibt unter der erdigen Hülle verborgen, und wenn nicht die raffinirte Maschinenkunst des Zeitalters sich über die Rüben erbarmt, so wird aus ihnen kein Zucker gewonnen.

Fast fürchte ich, Sie möchten den Brief nicht weiter lesen, und auch diese in der fruchtbaren Niederung aufgeschossenen Blätter, wie so viele andre, den chemischen Gesetzen anheimfallen, ehe sie durch Ihr Dampfboot in die Welt geführt würden. Daher beeile ich mich, Ihnen von der Bildung, zu der auch wir herangereift sind, einen möglichst vortheilhaften Begriff beizubringen, damit Sie uns nicht als Böotier für unwerth des Gehörs halten.

Wo ereignen sich die meisten Beispiele des Selbstmordes? — In den civilisirten Ländern, und zwar dort wieder in den Haupt- und Residenzstädten. Der Selbstmord ist in unserm Dorfe nichts Unerhörtes. Erst vor wenigen Monaten hing sich ein Schweinjunge auf, aus Schmerz darüber, daß er nicht lesen gelernt hatte, und ein Dienstmädchen, dem man körperliche Strafe angedroht hatte, konnte nur mit Mühe verhindert werden, sich aus verletztem Ehrgefühl das Leben zu nehmen. Ist dies nicht ein unwiderlegbares Argument, daß wir civilisirt sind?

Auch in geselliger Beziehung sind wir nicht so gar weit zurück; man giebt hier Bälle, man feiert Geburtstage, Jubiläen, man liest die Zeitungen, das Dampfboot, das Sonntagsblatt und viele andre Blätter und Bücher. Werden Sie uns noch Barbaren nennen? Auch mit fremden Sprachen beschäftigen wir uns, wie Sie aus der obigen französischen Phrase sehen können. Mein Nachbar Pauls lies't täglich den Virgil und der stattliche Penner schwärmt für Lord Byron und Burns. Ich selbst habe die Absicht, Ihnen in diesen Zeilen einen Passus aus Milton mitzutheilen, der mir besonders zeitgemäß erscheint.

Vorher erlauben Sie mir aber wohl, Herr verantwortlicher Redakteur! ein kleines lyrisches Gedicht einzufügen, um uns auch als courfähig für den Umgang der Musen zu legitimiren. So folge hier denn das eben versprochene Gericht poetischer Brechbohnen.

An — —

Kennst Du den Schmerz, der mir im Busen brennt?
Im kranken Herzen, das so heiß geliebt,
Die tiefe Wunde, die kein Wort Dir nennt?
Kennst Du, was meines Wesens Heiterkeit getrübt?
Kennst Du das Gift?
Den Dolch, der trifft?
Es ist getäuschte Lieb'! des Weibes treulos Herz!
Kannst Du in diese Wund' den Balsam streun?
Hast Du die Zauberkraft, den Fluch zu heben?
So zeig' es mir, Du sollst es nie bereun,
Von treuer Lieb' wird dieses Herz erbeben.
Du senkst den Blick!
Denkst du zurück?
Ob treue Lieb' kann heilen solche tiefe Wunden?

Der (poetische) Kohl ist jetzt gerade hors de la saison, deshalb verspare ich mir das Vergnügen, Ihnen denselben gelegentlich zu übersenden. Auch muß ich nothwendig vorher mit meinem Nachbar Penner noch erst einige Fragen discutiren, und Herr Penner hat jetzt eben den Byron mit der Sichel vertauscht und Lectüre und Discussion an den Nagel gehängt. Daher wollen wir sogleich zu der bespro-

chenen Stelle des Dichters des verlornen Paradieses übergehen, der von der Seite, wie er sich hier zeigt, vielleicht nur wenigen Ihrer Leser und schönen Leserinnen bekannt sein mag

„A speech for the liberty of unliceneed printing. To the Parliament of England."

Nachdem der Autor bemerkt hat, daß die Censur gegen die schlechten Bücher unwirksam ist, weil sie nicht verhindert, daß sie erscheinen, fügt er hinzu:

„Einen Menschen tödten, ist ein vernünftiges Geschöpf tödten, tödtet man aber ein Buch, so tödtet man vielmehr die Vernunft, die Unsterblichkeit, als ein Menschenleben. Oft finden die Revolutionen von Zeitaltern eine Wahrheit, die zurückgedrängt wurde, nicht wieder, und junge Nationen leiden darunter für ewige Zeiten."

„Das Volk beschwört Euch, nicht zurückzuschreiten, sondern den Weg der Wahrheit und der Tugend zu betreten. Ich glaube, es schon zu sehen, daß diese edle und mächtige Nation sich erhebt, wie ein starker Mann nach dem Schlafe; wie ein Adler, der seine mächtige Jugendkraft fühlt, seinen Blick, der selbst von dem vollen Strahl der Mittagssonne nicht geblendet wird, gleichsam entzündet, indem er selbst an der Quelle des göttlichen Lichts die Schuppen von seinen lang getäuschten Augen wirft, während die lärmende, aber furchtsame Vogelschaar, welche die Dämmerung liebt, in Unordnung auseinander stäubt."

„Wollt Ihr diese blühende Erndte von Kräften und Einsichten, welche herangereift ist und täglich größer wird, unterdrücken? Wollt Ihr eine Oligarchie von 20 Monopolisten einrichten und unsre Geister durch Mangel an Nahrung verkrüppeln? Sollen wir denn keine andere Nahrung haben, als die, welche uns durch den Scheffel zugemessen wird?"

„Glaubt es mir, Lords und Gemeinden! Die Gelehrten des Auslandes, unter denen ich gelebt habe, wünschten mir Glück, in einem Lande des freien Gedankens geboren zu sein, während sie seufzten unter dem sklavischen Verhältnisse, unter welchem das Wissen in ihrem Lande verkümmert."

„Ich habe den berühmten Galiläi besucht, der als Gefangner der Inquisition ergraut, weil er als Astronom anders dachte, als sein Censor, der ein Dominikaner oder Franziskaner war.

Die Freiheit ist die Nahrung der großen Geister, sie ist es, die unsre Gedanken wie das Licht des Himmels aufhellt.

Wenn die Verhältnisse bei uns auch von den damaligen Englands sehr verschieden sind, so ist es doch merkwürdig, daß unter uns nach 200 Jahren wenigstens in Beziehung auf Preßfreiheit dieselbe Furcht und Hoffnung die Gemüther bewegt, dieselben Wünsche eben so energisch ausgesprochen werden. Und noch seltsamer ist es, ja ich möchte es fast empörend und unnatürlich nennen, daß wir uns darüber freuen können, jetzt wenigstens die Erlaubniß zu haben, dergleichen Worte zu wiederholen und aus eignem Grunde des Herzens zu sprechen. Diese Lage erinnert mich an Schillers Verse (III. 1. Maria Stuart)

„Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!
— — Laß mich in vollen und durstigen Zügen
Trinken die freie die himmlische Luft" — —

Wie rührend klingen diese Worte Marias, und wie tiefen Schmerz erregen diese Worte der Freude!

So kann der Mensch seiner wahren Würde und seinen Rechten entfremdet und entrückt werden! Die Gewohnheit macht es ihm leichter, einen solchen unnatürlichen Zustand zu ertragen, wie mächtig und verderblich sie ist, fühlt Milton sehr wohl, wenn er oben sagt, daß ganze Nationen durch eine Wahrheit, die zurückgedrängt wurde und die sie nicht wiederfinden können, für immer leiden.

Mancher möchte auch uns wohl die Worte der Kennedy zurufen:

„Ihr seid außer euch,
Die langentbehrte Freiheit macht euch schwärmen."

Doch wir sind keine gefangene Frau, wir sind ein starker Mann, wir sind ein Adler, der seine mächtige Jugendkraft fühlt.

Für jetzt, Herr verantwortlicher Redakteur, empfehle ich mich ihrer Wohlgeneigtheit und wiederhole es noch einmal, wenn Sie nichts gegen niederunger Erzeugnisse haben, ich, sobald mein Freund Penner nicht mehr die blanke Sichel schwingt und des Weizens goldstrahlende Garben kunstvoll zusammenfügt, mit dem Gericht politischen Kohls oder wenn Sie andres Gemüse vorziehen, mit dem Gewünschten zu Gebote stehe.

Ich zeichne mich, Herr Redacteur, als
Ew. Wohlgeboren ergebenster C. K.

Kajütenfracht.

— In dem vierten Artikel über inländische Angelegenheiten in No. 189. der hiesigen Zeitung ist gesagt: „Fast allerorts bezieht das Lehrerpersonal an Gehalt und Schulgelder-Antheilen so viel, daß es sorgenfrei seinem Berufe obliegen kann." Aus dem Zusammenhange geht hervor, daß hiemit auch die Lehrer an Elementar- und Landschulen gemeint sind. Der Hr. Verf. wolle hiezu ein Paar Gegenbemerkungen nicht unfreundlich aufnehmen. In dem „fast" liegt freilich eine Beschränkung, aber „sorgenfrei" ist zu viel gesagt. Es käme hier freilich zunächst darauf an, sich zu verständigen, in welche Kategorie der niedere Schulstand gehöre, wie er leben, sich kleiden müsse u. dgl. Indessen das würde hier zu weit führen. Thatsache aber ist's, daß sehr viele Stellen weit unter 100 Thaler „Gehalt" bringen und die „Schulgeldantheile" so spärlich eingehen, daß davon die Hälfte und darüber für die Ewigkeit restiren bleibt. Wo kein besonderes Schulgeld gezahlt wird, betragen oft sämmtliche Emolumente: baares Geld, Wohnung, Land, Holz, Naturalien kaum 100 Rthlr. Dagegen haben z. B. die Lehrer an den Navigations-Schulen, deren

der Herr Verf. auch Erwähnung thut, 500 bis 800 Rtlr. und dabei einen guten Theil des Jahres hindurch Ferien. Diese Lehrer haben gewiß einen längeren und mühsameren Weg zu ihrem Ziele zu machen, als die Volksschullehrer, aber eben so gewiß haben letztere ein nicht weniger wichtiges und mühevolles Amt; und erhielten nur alle $^2/_3$ oder auch nur $^1/_2$ so viel Gehalt, wie jene, dann würden sie ganz zufrieden sein, und wären sie es nicht, dann würde Einsender der Erste sein, der seine Stimme gegen sie erhübe, so wie er jetzt für sie zu sprechen sich gedrungen fühlt.

— Am 28. August begegneten zwei pommersche Matrosen einen englischen in Neufahrwasser und wollten mit ihm anbinden. Dieser aber wich ihnen, da er ihren trunkenen Zustand erkannte, aus, doch sie verfolgten ihn mit ihren derben und handgreiflichen Späßen bis an das Haus des Herrn Vice-Lootsencommandeurs, dieser wollte die Streitenden auseinander bringen, doch auch gegen ihn machten sie ihre Rohheit geltend. Der Engländer stürzte endlich im Kampfe, quer über die eine Backe durch einen Messerschnitt tief verwundet. Die beiden Pommern fielen jedoch auch bald in die Hände der Polizei. Sie leugneten, geschnitten zu haben und bestanden um so mehr auf ihre Aussage, als man kein Messer bei ihnen fand. Doch auf dem Kampfplatze fand man beim Nachsuchen ein blutiges Taschenmesser, worauf der Name des Thäters eingravirt war, so daß dieser nun seiner That und der Bestrafung überwiesen werden konnte.

— Ein englisches Schiff hat eine Ladung von 10,000 Kokosnüssen aus Bahia hierhergebracht. Die Milch ist in den meisten verdorben, aber der Kern schmeckt ziemlich angenehm, wie feine Rüben, wenn man ihn zwei Stunden in klarem Wasser hat weichen lassen.

— Die hübsche Yacht, welche einem reichen Lord zu Vergnügungsfahrten dient, hat am 28. Havarie gelitten, einen Mast verloren. Der Besitzer des Schiffes, dem auf dem Lande so wohl ist, zieht es doch vor, fast fortwährend von einem Pole zum andern zu segeln. Obgleich er so reich, daß er täglich 1000 Thaler Interessen verzehren kann, hat er doch Bären angebunden, ein Paar lebende auf seinem Schiffe.

— Die Vorstellung im Theater am 30. August war ziemlich besucht und befriedigte sehr. Herrn Frickels Leistungen haben wir schon genügend gepriesen. Die vier Herkulesse: Julius, Pasquale, Schumann und Olds zeigten fast übermenschliche Kräfte, hoben Tausende von Pfunden gewandter, als mancher Schauspieler auf derselben Stelle die leichteste Rolle gehoben, schwangen sich kühn in der Luft und zeigten in Attitüden und Schwingungen die Muskelkraft und Biegsamkeit des menschlichen Körpers. Signora Pasquale zeichnete sich als Fechtmeisterin aus, und die akademischen Stellungen ihres Gatten rissen zum rauschendsten Beifall hin. Der Schluß aber krönte das Ganze, durch eine plastisch-mimische Vorstellung: „Die Entstehung des preußischen Wappens." Da wir allen Kunstfreunden und Allen, die einen Abend angenehm bei mannigfach Dargebotenem hinbringen wollen, nur rathen können, die heute stattfindende letzte Vorstellung zu besuchen, so wollen wir von dem Inhalte nichts verrathen und nur bemerken, daß sie eben so hübsch ausgedacht ist, wie sie unterhaltend und präcis ausgeführt wird.

Repertoir des Theaters in Marienwerder.

Drei Probevorstellungen: d. 26. Juni Prolog. Fabrikant. Leibrente. 27. Glas Wasser. 28. Nachtlager von Granada. 1stes Abonnement. 30. Juni Werner. 1. Juli Königs Befehl. 3. Erziehungs-Resultate; Tanz; Fest der Handwerker. 4. Die beiden Schützen. 5. Kabale und Liebe. 7. Shakespeare in der Heimath. 8. Der Freischütz. 10. Pfefferrösel. 11. Der Talisman. 12. Sie hat den Verstand verloren, u. Benefiz-Vorstellung. 14. Nachtwandlerin. 15. Steffen Langer. 17. Käthchen von Heilbronn. 18. Von Sieben die Häßlichste. 19. Maurer u. Schlosser. 21. Der Landwirth. 22. Fröhlich, u. Die Helden. 24. Fiesco. 26. Bekenntnisse, u. Geheimniß. 27. Romeo und Julie. 28. Humoristische Studien; Tanz; nach Mitternacht. 29. Richard's Wanderleben. 31. Die Zauberflöte. 1. August: Maria v. Medicis. 2. Die Puritaner. 4. Reise auf gemeinschaftliche Kosten; Tanz. 5. Liebe auf dem Lande; Der reisende Student. 7. Pagenstreiche. 8. Die weiße Frau. 9. Die Fessel. 2tes Abonnement. Den 11. August: Der Mulatte. 12. Der Maskenball. 14. Die Lichtensteiner. 15. Hans Sachs. 17. Die beiden Schützen. 17. Der rosenfarbne Geist, zum Benefiz für Herrn L'Arronge.

Stichbolzen.

Recept zu einem modernen Dichter.

Willst Du auf Deinen Lebensbaum den Lorbeer impfen,
So mußt Du erstlich auf die dummen Deutschen schimpfen,
Dann mußt Du stampfen, knirschen, geifern, fluchen,
Dein liebes Ich möglichst hervorzuheben suchen,
An des Parnasses seligen Insassen
Auch nicht ein gutes Härlein haften lassen. —
Einbildung ist es und Einbildungskraft,
Was unsre neu'sten Modepoesieen schafft.
Laß nur in's Ohr prächtig die wirren Klänge schallen,
Buntschäck'gen Bilderkram mächtig in's Auge fallen,
Leg' an ein mystisch, morgenländisches Gewand,
Hinein legt schon Freund Recensent Sinn und Verstand.

An gewisse Herren.

Ihr spöttelt weidlich über Stand und Titel,
Lacht über Von und Stern, als wie besessen,
Doch schwingt Ihr flugs den schwersten Eurer Knittel,
Hat man für Euch das „Doktorchen" vergessen.

Praktisches Universalwort.

„Bedenken" ist Eu'r Losungswort,
Bedenklich seid Ihr fort und fort;
Schier giebt es auf der Welt nichts mehr,
Was nicht bei Euch bedenklich wär'.

(Unser Planet.)

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Bekanntmachung.

In Gefolge des von dem Wohllöblichen Directorium des Vereins für Pferde-Rennen und Thierschau erlassenen Programms wird nunmehr bekannt gemacht, daß, nachdem die Prämien, welche wir für das Rennen mit Bauerpferden ausgesetzt haben, durch einen Zuschuß des Staats auf 150 Rthlr. haben erhöht werden können, wir die Preise für zwei Rennen bestimmen und zwar in jedem dem siegenden Pferde 50 Rthlr., und dem nächstfolgenden 25 Rthlr. zubilligen werden. Die Sieger des ersten Rennens bleiben beim zweiten ausgeschlossen. Unter 5 Konkurrenten findet kein Rennen statt. Die Pferde dürfen wohl durch Wirthschafter oder Söhne der Wirthe, aber nicht durch Dienstboten geritten werden. Die Anmeldung zum Rennen muß den 11. September bei dem Herrn Kommerzien-Rath Baum und Herrn Apotheker Clebsch geschehen.

Am 13. September Morgens 9 Uhr findet die Thierschau und Ausstellung landwirthschaftlicher Gegenstände in dem Lokale des Schießgartens statt, und um 12 Uhr erfolgt die Vertheilung der Preise:

1) für die beste Milchkuh . . . . 20 Rthlr.
2) „ den besten Zugochsen . . . . 20 —
3) „ den besten Vagas-Bock . . . . . . 10 —
4) „ das beste Vagas-Schaf . . . . . . 10 —
5) „ den schönsten Merino-Bock . . ein silberner Becher.
6) „ den nächsten nach diesem . . . eine silberne Kanne.
7) „ das schönste Merino-Mutterschaf desgleichen.
8) „ die schönste Zuchtstute mit ihrem diesjährigen Füllen . . . . . 20 Rthlr.
9) „ das beste im Regierungs-Departement Danzig gesponnene Stück Garn . . . . 5 —

Die zur Ausstellung zu bringenden Gegenstände müssen am 12. September bereits hergeliefert werden, wo sie am Nachmittage von den Sekretairen des Vereins beim Schießgarten werden in Empfang genommen werden. Für die Fütterung wird ein jeder Eigenthümer sorgen müssen. Zweckmäßig ist es, wenn die auszustellenden Gegenstände mit dem Namen des Eigenthümers und des Orts, wo sie her sind, bezeichnet werden.

Der Eintrittspreis zur Ausstellung ist $2\frac{1}{2}$ Sgr. Freikarten werden an die Mitglieder des Vereins für Pferde-Rennen, für diejenigen des Gewerbe-Vereins und für die Mitglieder der Schützengilde vertheilt werden.

Um 2 Uhr werden eine Säe-Maschine von Alban und andere dazu angemeldete Gegenstände versteigert werden.

Danzig, den 28. August 1842.

Der Vorstand des landwirthschaftlichen Gewerbe-Vereins.

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.